



JACQUELINE NORDHORN

**Aus reiner
Barmherzigkeit**

Kriminalroman

Original

GMEINER



JACQUELINE NORDHORN
Aus reiner Barmherzigkeit

EHRE UND KRIEG Kurz vor seiner Entlassung aus dem Krankenhaus in Berlin ver stirbt der junge Erich Wiedemann unerwartet. Es ist mitten im 1. Weltkrieg und die Schlacht von Verdun tobt. Erich Wiedemann war von einem Granatsplitter getroffen und im Feldlazarett operiert worden. Hier in Berlin sollte er nur noch einmal abschließend versorgt werden. Nach seinem Tod steht der Chirurg Dr. Richard Opper mann schnell unter dem Verdacht, nachlässig ge handelt zu haben. Hat er zu viel Zeit und Gedanken an seine Forschung oder seine große Liebe, die schöne Schauspielerin Lotte, verschwendet? Weitere Todesfälle von jungen heimkehrenden Soldaten schü ren den Verdacht. Oder versucht etwa sein schärfster Widersacher, Konrad Hoffmann, ihn ins Unrecht zu setzen? Auch die Schwesterschülerin Marie verhält sich seltsam und ist plötzlich im Besitz einer wertvollen Halskette.

Fast zur gleichen Zeit wird ein paar Straßen weiter ein älteres Ehepaar brutal ermordet. Gibt es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen den Fällen?



Jacqueline Nordhorn wurde in München geboren. Nach jahrelanger Arbeit als Ärztin in der Klinik entschloss sie sich, sich zunehmend für die Gesundheit der Bevölkerung und eine frühzeitige Prävention von Krankheiten zu engagieren. Seit 15 Jahren wohnt und arbeitet sie mit großer Begeisterung in Berlin. Mit dem Berliner Autor Horst Bosetzky (-ky) verbindet sie eine langjährige Freundschaft. Neben ihrer gemeinsamen Liebe zu Kriminalromanen teilen die beiden auch die Freude am Wandern. Auf zahlreichen Ausflügen in die schöne Landschaft Brandenburgs konnten sie sich über das Schreiben austauschen und -ky begleitete Jacqueline Nordhorns erste Schreibversuche. Er ermutigte sie auch, den Schritt zu ihrem ersten Kriminalroman zu wagen.

JACQUELINE NORDHORN

Aus reiner
Barmherzigkeit

Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2014

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Popperfoto / Getty Images
ISBN 978-3-8392-4533-0

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

PROLOG

Er lag im Graben, um ihn herum schlugen Steine, Staub und Dreck ein, viel undefinierbares, und es roch nach Blut. An diesen Geruch hatte er sich schon lange gewöhnt, Blut gemischt mit Schmerzen, Schreien und dem Unglauben, dass es einen selbst erwischte hatte. Bisher hat es zum Glück immer nur die anderen getroffen, neben ihm, hinter ihm, er hatte sie im Lazarett gesehen, immer die anderen.

Hier ging es nur noch um das Überleben, Ideologie gab es keine mehr. Nicht, dass es die bei ihm je gegeben hätte. Er hatte alles versucht, um nicht an die Front zu müssen, hatte sich sogar überlegt, noch zu heiraten. Aber da dies nichts nützte, war er rasch wieder davon abgekommen. Gerade schienen die Einschläge wieder zuzunehmen, und er drückte sich näher an die Erde der vorderen Wand des Schützengrabens, so eng, dass er fast mit ihr verschmolz. Die Erde war seine Rettung geworden, sein einziger Halt inmitten dieser Hölle.

Von wegen Kameradschaft, hier war sich jeder selbst der Nächste, die meisten noch halbe Kinder, einige waren ganz begeistert in den Krieg gezogen. Raus aus der Langeweile und der drögen Arbeit zu Hause. Was für Idioten! Es hielt natürlich nie lange vor. Das erste Mal richtig Hunger und nichts zu Essen in Sicht, in einem Land, das fremd war, das erste Mal vor Angst den eigenen Urin nicht halten kön-

nen, und schon verlor alles romantisch Verklärte des Krieges seine Anziehung.

Das erste Mal wie ein Kleinkind nach seiner Mutter gerufen, und schon wollten sie nur noch eines, nach Hause, zur Freundin oder überhaupt einer Frau, irgendeiner. Warm eingehüllt einschlafen, gut gesättigt, warum haben sie das vorher nicht geschätzt? Warum Helden sein wollen, wegen des Kaisers? Der kümmerte sich doch auch nicht um sie, der lag nicht im Schützengraben, den Mund voller Dreck, neben ihm der tote Kamerad.

Er träumte von Berlin, davon, abends Unter den Linden zu spazieren, im Arm ein Mädchen, und danach in einem der Cafés zu sitzen. Einfach nur die Leute beobachten, die sich fein herausgeputzt haben und flanieren. Im Hintergrund ein Klavierspieler und eine wunderbar plätschernde Musik. Ein Ober, der kommt und ihn fragt, was der Herr denn nähme. Vielleicht ein kleines Pils oder doch lieber ein schönes Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee? Das Mädchen neben ihm würde er dann großzügig fragen, was es denn gerne haben wolle. Und sie würde ihn begeistert ansehen, denn er ist der Herr, der Herr von Welt, der weiß, wie er sich zu benehmen hat.

Ja, davon träumte er, immer wieder. Den Gedanken, dass es auch Unter den Linden möglicherweise nicht mehr ganz so herrschaftlich zugeht, dass es in den Cafés vielleicht nicht mehr alles in Hülle und Fülle gab und die Leute auch nicht mehr ganz so fein gekleidet waren, den verdrängte er. Der Krieg, das war hier, nicht Berlin. Berlin war die Sonne, und hier war die Düsterei.

An seine Familie dachte er selten, er hatte sich eigentlich

immer als Fremder bei ihr gefühlt, als Eindringling, der das harmonische Miteinander der anderen störte. Nach seiner Mutter hatte er nie gerufen, kein einziges Mal. Nur an dem Traum vom schönen Berlin, dem Berlin seiner Jugend, an dem hielt er eisern fest.

Ein paar Erdklumpen fielen neben ihm auf, er zog den Kopf weiter ein. Wenn er an die dachte, die zu Hause geblieben waren, packte ihn eine unbändige Wut. Diese Drückeberger, diese Feiglinge! Mit den fadenscheinigsten Ausreden, vorgeschobenen ärztlichen Attesten und Unabkömmlichkeit im Dienst kamen sie. Ohne sie würde Berlin zusammenbrechen, und dann sei der Krieg schon von vornherein verloren, erklärten sie ihm, als er einberufen wurde.

Gerade hatte er angefangen, Erfolg zu haben und in der Hierarchie aufzusteigen. Aus eigenen Kräften, ohne von jemandem protegiert zu werden, einfach nur, weil er gut war. Und jetzt dieser tiefe Schnitt. Wenn er zurückkommt, haben andere seinen Platz längst besetzt. Dafür wird irgendjemand bezahlen müssen, dafür, dass er hier Dreck frisst! Irgendetwas wird er sich überlegen, um es diesen Drückebergern heimzuzahlen.

Die Einschläge hatten aufgehört, und etwas von der Anspannung fiel von ihm ab. Wieder einen Angriff überstanden, wieder war er davongekommen. Er konnte vor lauter Staub und Dunkelheit die eigene Hand nicht vor Augen sehen. Es lag eine unheimliche Stille über dem Schlachtfeld, es war, als stünde die Erde still, die Ruhe nach dem Angriff. Alle respektierten sie, selbst die Tiere.

In ein paar Minuten wird sich aufgeregte Hektik ausbreiten, die Verwundeten werden versorgt, die Toten

gezählt. Aber für einen kurzen Augenblick gab es nur Ruhe. Er richtete sich auf, streckte seine Glieder, alles tat weh. Er konnte nicht einschätzen, wie lange er in dieser Stellung gekauert hatte, nur an die Wand gedrückt, die Erde im Gesicht. Endlich wieder gerade stehen können, was für ein Genuss!

Er rückte ein Stückchen von der Wand weg, um sich ganz aufrecht hinstellen zu können. Da hörte er es, das Zischen einer Granate, direkt an seinem Gesicht vorbei. Dieses Zischen wird er für den Rest seines Lebens hören, jede Nacht. Nicht den Aufprall der Granate, nicht die Explosion, nur das Zischen, immer das gleiche Zischen. Die Granate schlug direkt hinter ihm ein, explodierte, und er wurde von der Wucht der Explosion gegen die Wand des Schützengrabens geschleudert.

Als er einen kurzen Moment später, noch halb benommen von der Wucht des Aufpralls, wieder zu sich kam, wurde ihm mit schrecklicher Gewissheit klar, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Nein, irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Als er begriff, was nicht stimmte, verlor er das Bewusstsein. Den stummen Schrei, der nie nach außen drang, den hörte niemand mehr. Jetzt nicht und auch in Zukunft nicht.

TEIL 1

KAPITEL 1

In der Ziegelstraße an der Chirurgischen Klinik der Charité operierte Dr. Richard Oppermann mitten in der Nacht den entzündeten Blinddarm eines kleinen Mädchens. Das Licht am Operationstisch flackerte, der Notstrom funktionierte im Jahr 1916 nur unzureichend. Mit dem Beginn des Krieges vor zwei Jahren hatten sich die Bedingungen immer mehr verschlechtert.

Wenn aus irgendeinem Grund eine Verzögerung auftrat, war das kleine Mädchen vor ihm nicht mehr zu retten. Der Blinddarm war durchgebrochen und der Eiter hatte sich in den Bauchraum entleert. Da die Züge nicht fuhren, waren die Eltern nicht rasch genug von Buckow nach Berlin gekommen, und die Entzündung hatte ausreichend Zeit, sich auszubreiten. Solche Fälle sah Richard immer häufiger, die indirekten Opfer des Krieges.

»Hoffentlich reicht es diesmal!«, sagte Else, die Operationsschwester, die Richard Oppermann assistierte.

Richard nickte nur.

Beide konnten sich nur zu gut an einen ähnlichen Fall letzte Woche erinnern. Mitten in der Nacht war ein Junge um die zehn Jahre in die Notaufnahme gekommen. Er konnte sich kaum bewegen, und sein Bauch war hart wie ein Brett. Eines der vielen Straßenkinder, Eltern gab es keine mehr. Irgendwie hatte er es geschafft, sich alleine in die Notaufnahme zu schleppen. Als Richard ihn dort

sah, hatte er ihn sofort auf der Liege in den Operationsaal geschoben.

Dann, mitten während der Operation, war der Strom ausgefallen. Richard und Else waren über eine Stunde am Operationstisch gestanden, ohne sich zu bewegen, und hatten darauf gewartet, dass das Licht wieder ginge. Es war zu dunkel gewesen, um weiterzumachen. Als sie wieder Strom hatten und sehen konnten, war es zu spät. Der Junge lag im Sterben.

Diesmal schien es besser zu gehen. Das Licht flackerte zwar noch etwas, fiel aber nicht aus.

Richard konzentrierte sich auf die Operation. Eigentlich war das Entfernen eines Blinddarms für einen Chirurgen ein absoluter Routineeingriff. Wenn allerdings der Blinddarm durchgebrochen war, entleerte sich der Eiter in die Bauchhöhle. Dann kam es schnell zu der gefürchteten Peritonitis, einer Entzündung des Bauchfells, und zur Blutvergiftung, die tödlich enden konnte.

Mithilfe von Else und einem Medizinstudenten, der die Haken hielt, damit Richard im geöffneten Bauchraum gut sehen und arbeiten konnte, gelang es, den entzündeten Blinddarm bei dem kleinen Mädchen zu entfernen. Anschließend spülte Richard den Eiter aus dem Bauchraum. Immer wieder. Je mehr sie davon rausspülen konnten, umso besser.

Wie schon oft in den letzten Monaten war Richard froh, dass es meist Else war, die ihm als Schwester assistierte. Die dicke Else, die es schaffte, trotz Kriegszeiten immer runder zu werden. Sie brauche das, um die Operationen durchzuhalten, erklärte Else, wenn sie jemand damit auf-

zog. Die ganzen jungen Mädchen, die eine nach der anderen am Operationstisch umkippten, zumindest bei den ersten Malen – das konnte ihr nicht passieren. Ein gutes Essen als Grundlage und schon konnte sie viele Stunden arbeiten.

Wie auch immer, Richard wusste, er konnte sich auf sie verlassen. Jeder Handgriff saß, und oft brauchte er gar nichts mehr sagen, weil Else ihm das gewünschte Instrument schon unaufgefordert in die Hand drückte.

Else war für den Dienstplan der Operationsschwestern zuständig und machte keinen Hehl daraus, dass sie sich, falls möglich, eintrug, wenn Richard Dienst hatte. Als eine der ältesten Schwestern sei es schließlich ihr gutes Recht, mit jemandem zusammenzuarbeiten, den sie schätzte, meinte sie. Sollten sich die jungen Schwestern mit den anderen Ärzten plagen, von denen einige ausgesprochen herrisch und unfreundlich waren.

»Wenn sie Glück hat, kommt sie durch«, meinte Richard, während er den Bauchraum des Mädchens wieder zunähte.

Sie hatten das Ihre dazu getan, um dem Mädchen zumindest eine Chance zu geben.

Jetzt lag es an ihrem Körper und dessen Abwehrkräften, ob sie es schaffen würde. Erst einmal kam sie für ein paar Tage auf eine der chirurgischen Stationen der Charité. Alles Weitere würde sich zeigen.

»Else, würden Sie ...?«, fragte Richard. »Ich bin einfach zu müde.«

Else nickte.

Sie wusste, Richard bat sie darum, mit den Eltern des Mädchens zu sprechen. Hierbei galt es, einen guten Mittelweg zu finden und die Eltern zunächst erst einmal zu beruhigen, was den Ausgang der Operation betraf. Auf der

anderen Seite war das kleine Mädchen noch lange nicht über den Berg und konnte jederzeit an den Folgen einer möglichen Blutvergiftung sterben.

Richard verließ den Operationsaal und ging durch den Waschraum hinten hinaus, um den Eltern nicht zufällig im Gang über den Weg zu laufen. Dann hätte er sich doch verpflichtet gefühlt, mit ihnen über ihre Tochter zu sprechen. Eigentlich war es auch seine Aufgabe als behandelnder Arzt, aber er sah sich heute einfach nicht mehr dazu in der Lage.

Er wollte nur noch in sein Dienstzimmer, das im obersten Stockwerk des Gebäudes in der Ziegelstraße lag, und für ein paar Stunden schlafen. Eigentlich hätte er auch nach Hause, in sein Zimmer in der Invalidenstraße, das er zur Untermiete bewohnte, fahren können, aber selbst dazu fühlte er sich zu erschöpft. Richard war seit mehr als 24 Stunden im Dienst und hatte fast die ganze Zeit im Operationsaal gestanden.

Zwar wäre sein Zimmer sicher komfortabler gewesen als der kleine dunkle Raum unter dem Dach, der als Dienstzimmer für die Ärzte diente, aber das war ihm im Moment vollkommen egal. Hauptsache, er konnte erst einmal liegen und sei es auch nur auf der verrosteten Pritsche des Dienstzimmers. Neben der Pritsche gab es noch einen Stuhl in dem Zimmer, der aussah, als würde er gleich auseinanderfallen, einen alten Tisch und in der Wand ein Waschbecken, das offensichtlich seit Wochen nicht geputzt worden war.

Aber was soll's, dachte Richard noch, wenigstens ist es bequemer als im Schützengraben, legte sich auf die Pritsche und schlief sofort ein.

Später in der Nacht wachte Richard schlagartig auf. Im ersten Moment wusste er nicht, wo er war. Erst als im schwachen Mondlicht, das durch das kleine Fenster schien, die Umrisse des Dienstzimmers sichtbar wurden, wurde ihm klar, dass er noch in der Klinik war.

Mit leichtem Schauern erinnerte er sich an seinen Traum. Er hatte von abgerissenen Gliedmaßen geträumt, die wild durcheinanderflogen, von vorwurfsvollen Gesichtern, die sich zu ihm hin drehten, und von vereiterten Blinddärmen.

In der Regel blieb er von solchen Träumen verschont.

Es musste mit dem jungen Soldaten zusammenhängen. Ein Fall, der Richard mehr beschäftigte, als er sich eingestehen wollte. Der Soldat, Erich Wiedemann, knapp 18 Jahre alt, war mit dem Krankentransport von der Front zurückgekommen. Beim letzten Angriff auf die Franzosen mit dem erneuten, vergeblichen Versuch, die Burg von Verdun einzunehmen, wurde Erich Wiedemann von einem Granatsplitter im rechten Bein getroffen. Dieser hatte eine Entzündung im umliegenden Muskelgewebe verursacht.

Im Feldlazarett war ihm an Ort und Stelle der rechte Unterschenkel amputiert worden, um zu verhindern, dass sich die Entzündung im Körper ausbreiten konnte. Erich Wiedemann hatte die Operation gut überstanden. Insgesamt hatte er mehr Glück als die meisten; der Unterschenkel wurde unterhalb des Kniegelenks amputiert. Damit blieb ihm die volle Beweglichkeit des Knies erhalten.

In die Charité war Erich Wiedemann gekommen, da sich die Wundränder am Stumpf leicht entzündet hatten. Sie waren gerötet, und aus dem Stumpf suppte immer wieder Flüssigkeit. Nichts Dramatisches. Es war allerdings erforderlich, die Wundnaht noch einmal zu revidieren.

Richard konnte sich noch gut an das kindliche Gesicht von Erich Wiedemann und die rotblonden Haare erinnern. Erich Wiedemann war nicht lange genug an der Front gewesen, um das typische ausgemergelte Aussehen und den leeren Blick eines Frontsoldaten zu bekommen. Der Einsatz in Verdun war sein erster gewesen, frisch von der Schulbank weg.

Sie hatten noch zusammen gescherzt, als Richard die Naht in lokaler Betäubung revidierte. Erich Wiedemann meinte, die Naht müsse aber richtig schön werden, nicht, dass er später keine Chancen mehr bei den Mädchen hätte. Richard lachte und versprach ihm, sich besondere Mühe zu geben. Er wolle schließlich nicht dafür verantwortlich sein, wenn es bei Erich und den Mädchen nicht klappen sollte.

Und dann war Erich Wiedemann gestorben. In der Nacht vor seiner geplanten Entlassung. Richard hatte für einen kurzen Moment überlegt, ihn in der Rechtsmedizin obduzieren zu lassen. Aber bei all den Toten schien es ihm letztendlich müßig. Im Nachhinein bereute er seine Entscheidung. Der Tod von Erich Wiedemann nagte an ihm und er hatte das Gefühl, etwas ganz Wesentliches übersehen zu haben. Zumal es bereits das zweite Mal war, dass einer seiner Patienten in den letzten Tagen gestorben war.

Es dauerte lange, bis Richard wieder einschlafen konnte. Nur der Gedanke an Lotte tröstete ihn, seine Lotte, die er hoffentlich morgen endlich wiedersehen würde.

KAPITEL 2

Ein paar Stunden später stand Richard Oppermann in seinem Zimmer vor dem Spiegel und betrachtete sich. Er war kein eitler Mann, aber heute Abend würde er Lotte treffen. Da war es ihm wichtig, dass er gut aussah, auch wenn er nach der letzten Nacht noch immer hundemüde war. Deshalb hatte er auch seinen Anzug aus der hintersten Ecke des Kleiderschranks gekramt, zusammen mit der Krawatte, die ihm seine Schwester Hilde zum 30. Geburtstag geschenkt hatte.

»Du siehst schon gut genug aus, keine Angst! Mit deinen blauen Augen und den blonden Haaren, richtig schmuck eben«, neckte ihn Hilde immer, wenn sie ihn vor einem Spiegel ertappte. »Du weißt doch, meine Freundinnen finden dich alle richtig imposant! Das war schon in der Schule so, und jetzt als Chirurg an der Charité erst recht.«

»Ja, mach' dich nur über mich lustig! Davon habe ich nie etwas gemerkt«, antwortete Richard dann.

»Das ist doch nur, weil du immer so ernst bist und dich nicht umschaust. Dann ist das kein Wunder, dass es dir nicht auffällt, wenn sich ein Mädchen für dich interessiert. Aber dir kann doch keine widerstehen. Du siehst eben aus wie ein großer Held, mein Held!«

Seine jüngere Schwester war für Richard ein Segen. Mit ihrer fröhlichen, liebevollen Art hatte ihm Hilde schon über etliche Krisen hinweggeholfen. Wenn er wieder an sich selbst gezweifelt hatte, ob er der Aufgabe als Chirurg

auf Dauer gewachsen sei, oder wenn er wieder einmal der Kritik ihres strengen Vaters ausgesetzt war.

Vorletzten Sonntag erst wieder, beim gemeinsamen Mittagessen mit der Familie, in der Wohnung im Jugendstil in der Prinzregentenstraße.

»Junge, es wird Zeit, dass du heiratest und eine Familie gründest«, sagte sein Vater Gustav, seines Zeichens Stadtrat von Wilmersdorf. »In deinem Alter waren deine Mutter und ich schon fast fünf Jahre verheiratet. Und dein Bruder Egon und du, ihr wart schon auf der Welt. Hildchen noch nicht, das hat noch etwas gedauert.«

Zärtlich sah Gustav seine Tochter an, die neben ihm saß. So streng er mit seinen Söhnen war, so weich wurde er, wenn es um Hilde ging. Dann kam er wieder zurück zu seinem derzeitigen Lieblingsthema.

»Und sieh dir Egon an. Der hat es schon zum Beamten und auf drei Kinder gebracht. Das ist eine Leistung, damit hat er ausgesorgt! Nicht wahr, Elfi?«, fragte er in Richtung seiner Frau Elfriede.

»Ja, das stimmt. Aber lass doch auch mal gut sein, Gustav«, beschwichtigte seine Frau, wie schon so oft. »Richard weiß doch selbst, dass er sich langsam niederlassen sollte. Nicht wahr, Richard?«

Richard nickte nur.

»Siehst du, Gustav? Das weiß Richard schon. Das brauchst du ihm doch nicht jeden Sonntag aufs Butterbrot zu schmieren. Sonst kommt er irgendwann gar nicht mehr zum Essen. In diesem Monat war er nur ein einziges Mal da.«

»Das geht leider nicht anders«, rechtfertigte sich Richard. »Ich bin fast jedes Wochenende zum Dienst ein-

geteilt. Jetzt, da so viele an der Front sind, sind für uns anderen die Dienste mehr geworden.«

Aus den Augenwinkeln sah Richard Hilde grinsen und hoffte, sein Vater bemerkte es nicht. Hilde war natürlich sonnenklar, dass sich Richard in der letzten Zeit häufig freiwillig für die Sonntagsdienste eintrug, um sich vor dem sonntäglichen Mittagessen zu drücken. Oder die Dienste vorschob, um Lotte zu treffen.

»Mein Junge, was ich nicht verstehe: Warum gefällt dir denn kein Mädchen? Es gibt doch so viele fescche Mädchen, wohin man nur sieht. Und auch aus gutem Hause«, fragte seine Mutter. »Oder gefällt dir eines, und du willst es uns nur nicht erzählen?«

Richard zuckte zusammen und versuchte sich nicht anmerken zu lassen, dass seine Mutter unwissentlich ins Schwarze getroffen hatte.

»Komm, jetzt lass doch Richard endlich in Ruhe! Ich will jetzt endlich über meine Hochzeit reden. Warum heirate ich denn sonst, wenn ich nicht darüber reden kann?«

Hilde rettete, wie schon so oft, die Situation und ersparte es Richard, antworten zu müssen.

»Wenn du willst, Hilde, kann ich mich dafür einsetzen, dass Friedhelm in den Beamtendienst aufgenommen wird. Wenn mein Vorgesetzter weiß, dass er mein zukünftiger Schwager ist, wird das die Sache sicher beschleunigen«, bot Richards älterer Bruder Egon, der wie eine jüngere Ausgabe seines Vaters aussah, an. »Dann ist euer Einkommen gesichert, und ihr bekommt später eine gute Pension.«

»Ja, gerne. Ich frage aber lieber noch einmal Friedhelm, ob er damit einverstanden ist. Du weißt ja, wie er ist, von Vetternwirtschaft hält er nicht viel.«

Als Hilde ihm ihren Verlobten vorstellte, hatte Richard zunächst Bedenken. Seine lebhaftige Schwester und ein Verwaltungsangestellter? Er konnte sich nicht vorstellen, dass es gut ging. Hilde würde sich sicher in kürzester Zeit mit Friedhelm langweilen, und dann waren dessen Tage gezählt. Aber er hatte sich gründlich getäuscht. Friedhelm war mit seiner ruhigen, bedächtigen Art der ruhende Pol in der Beziehung, und Hilde schien an seiner Seite ausgesprochen glücklich zu sein.

»Na, was meinst du, Richard? Soll ich ein weißes oder lieber ein elfenbeinfarbenes Kleid anziehen? Ich weiß, das interessiert dich brennend ...« Hilde zwinkerte ihm zu.

Richard lachte schuldbewusst. Wie schon so oft waren seine Gedanken mitten im sonntäglichen Familiengespräch gewandert, und er hörte nicht mehr zu, worüber die anderen sprachen. Kurz darauf verabschiedete er sich dann mit dem Vorwand, er müsse eine schwierige Operation am nächsten Tag vorbereiten, von der Familie.

Richard versuchte, die Krawatte besonders sorgfältig zu binden, damit sie gut aussah. Unter seinem Visitenrock in der Klinik fiel es nicht auf, wenn die Krawatte einmal nicht richtig saß, aber bei dem dunklen Anzug, den er heute tragen wollte, war es natürlich etwas anderes.

Und in weniger als einer Stunde würde er Lotte sehen. Oder zumindest im Theater sein und auf ihren Auftritt warten. Richard war nervös, fast als ob er selber auf die Bühne sollte. Er konnte Lottes Nervosität über die Entfernung beinahe körperlich spüren oder bildete es sich zumindest ein. Richard warf noch einen letzten Blick in den Spiegel und verließ dann die Wohnung, um in Richtung Deutsches Theater in der Schumannstraße zu gehen.

KAPITEL 3

Durch das offene Fenster des kleinen Zimmers unter dem Dach drangen Vogelstimmen. Eigentlich ließ sich Max Winter gerne davon wecken. Gerade hier in Templin erinnerte ihn das immer an seine Kindheit.

Nicht, dass diese so besonders rosig gewesen war. Vor allem, wenn er an die vielen Prügel dachte, die er von seinem Vater Otto erhalten hatte. Aber normalerweise würde er jetzt aufstehen und schon einmal nach draußen gehen, runter an den Templiner See. Und die Ruhe genießen, bevor seine Mutter Käthe aufwachte und auf ihn einredete.

Winter schaffte es nie, den Wortschwall seiner Mutter zu unterbrechen, wenn sie einmal angesetzt hatte. Er nickte dann immer nur in regelmäßigen Abständen, die angemessen erschienen, um Interesse vorzutäuschen, und dachte dabei an anderes. Als Kriminalkommissar war er es eigentlich gewohnt, Gespräche in die von ihm gewünschte Richtung zu lenken. Aber bei seiner Mutter versagten all seine Techniken. In der Regel blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei der ersten Gelegenheit mit einer Ausrede abzusetzen.

Heute jedoch blieb er liegen und drückte sich wieder in die Matratze, die den Geruch des leerstehenden Zimmers angenommen hatte.

Es war sein altes Kinderzimmer, das er sich früher mit seinem kleinen Bruder Theo geteilt hatte. Natürlich waren

die Spielsachen längst weggeräumt, die erst in den Besitz seines Bruders übergegangen waren, um dann später im Bekanntenkreis seiner Mutter weiterverschenkt zu werden. Nein, übergroße Sentimentalität konnte man seinen Eltern nicht wirklich vorwerfen. Sie waren froh gewesen, mehr Platz in dem kleinen Häuschen zu haben. In ein paar Tagen würde er zum ersten Mal in eine eigene Wohnung ziehen, zusammen mit seiner frisch angetrauten Ehefrau Helene. Bisher hatte er immer nur zur Untermiete gewohnt. Drei Zimmer hatte seine neue Wohnung, er konnte es noch gar nicht glauben. Damit hätten all seine Bücher endlich Platz, die zu einem großen Teil mittlerweile auf den Speicher im Haus seiner Eltern verfrachtet waren. Max Winter las alles, was ihm in die Hände kam, ob Gedichte, Romane, Frauenliteratur, Landschaftsbeschreibungen oder Kriminalromane. Nicht schlecht für einen einfachen Kriminalkommissar, dachte er manchmal. Allerdings konnte Max Winter sich zum Leidwesen seines Umfeldes kaum von einem der gelesenen Bücher trennen. Seine Lieblingsbücher hatte er schon mehrfach gelesen und immer wieder im Kopf rezitiert. Von seinen Kollegen im Kommissariat ahnte keiner, dass einer unter ihnen sämtliche Klassiker fast auswendig kannte, sein fotografisches Gedächtnis half ihm dabei zusätzlich.

Der Gedanke an die neue Wohnung führte ihn unvermeidlich wieder zurück zu dem Ereignis, an das er am liebsten gar nicht mehr denken würde: Seine Hochzeit gestern, die eigentlich der schönste Tag in seinem Leben hätte sein sollen.

»Max, schläfst du noch?« Helene Winter, geborene Rhiensch, legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schulter.

Winter roch ihren frischen Duft, zum ersten Mal als Ehepaar am Morgen im elterlichen Haus, und wusste, dass er ihr nicht wirklich länger grollen konnte.

»Es tut mir leid, was passiert ist, das habe ich nicht gewollt.«

Winter schwieg, ganz so einfach wollte er es ihr nicht machen.

»Da ist einfach der Gaul mit mir durchgegangen, ich weiß nicht, warum. Aber es war doch unsere Hochzeit und unser Tag. Und dann kommt deine Tante und macht uns Vorwürfe, warum wir hier so feudal Hochzeit feiern würden, während ihr zukünftiger Schwiegersohn im Feld um sein Leben kämpft. Wenn du mich fragst, ist sie immer noch sauer, dass du mich geheiratet hast und nicht ihre Tochter. Das ist doch nur vorgeschoben, das mit dem Krieg. Sie wollte uns einfach unsere Hochzeit vermiesen, aus reinem Neid.«

Helene steigerte sich wieder in ihre Wut hinein.

»Und von wegen feudal, darunter stelle ich mir etwas anderes vor.«

Winter spürte einen Stich. Er hatte alles in Bewegung gesetzt, um die Hochzeit so prächtig wie möglich zu gestalten, nein, nicht für sich. Ihm war das ziemlich egal. Aber er wusste, dass es für Helene wichtig war. Und das mitten in Kriegszeiten, in denen in der Stadt schon die ersten Leute verhungerten. Er hätte die Hochzeit am liebsten ganz klein gefeiert: nur er, Helene, die beiden Trauzeugen, sein Freund Andreas Berger und Helenes Freundin Gretchen, seine Eltern und die Schwester Mira.

Mira war hochschwanger, im achten Monat, und hatte gerade noch einmal Glück gehabt. Mit einer Blitzhochzeit

konnte sie ihren Freund Paul Albrecht bei dessen letztem Heimurlaub von der Front innerhalb von zwei Tagen heiraten, ganz in Stille, nur zu zweit. Da war ihr Bauch schon deutlich sichtbar gewesen, und die Eltern hatten ihr verboten, so, ohne Trauschein, nach Templin auf Besuch zu kommen.

Bei ihrer Dienstherrin war Mira nur deshalb nicht rausgeflogen, weil ihr Freund Paul der allseits geschätzte Koch der Familie war. Und weil er ihr noch kurz vor seinem Einzug einen Verlobungsring an den Finger steckte. Damit war Miras wenig ehrenvoller Zustand letztlich vom Krieg verursacht, und ihre Dienstherrin hielt es für ihre Pflicht, Mira als ein Opfer des Krieges in ihrem Dienst zu behalten.

Winter dachte manchmal zynisch, dass es nun nicht mehr ganz so tragisch wäre, wenn sein Schwager Paul, den er für etwas einfältig hielt, fallen würde. Seine wichtigste Pflicht, aus Mira wieder eine anständige Frau zu machen, hatte er gerade noch erfüllt. Aber er schalt sich dann gleich solcher Gedanken. Schließlich konnte Paul nichts dafür, dass er etwas schlichter veranlagt war. Winter fragte sich nur manchmal, wie Mira das aushielt. Aber wo die Liebe – oder was es auch immer war – eben hinfiel!

Immerhin hatte sie den Status der verstoßenen Tochter verloren und durfte offiziell zur Hochzeit kommen. Miras Hochzeitsdatum wurde von ihrer Mutter großzügig nach vorne gelegt. In Kriegszeiten konnte das ohnehin niemand nachvollziehen. Außerdem war Berlin weit weg, zumindest für die Bewohner rund um den Templiner See.

»Max, komm, dreh dich um zu mir, ich kann doch nicht nur mit deinem Rücken sprechen.«

Helene schmiegte sich an ihn.